

„Ich bin dankbar, dass ich einen wichtigen Beitrag zur Schulinnovation leisten konnte“

Ein Gespräch mit Ingrid Böhm über die frühen Jahre des *Produktiven Lernens* zwischen New York und Berlin



Diplom-Pädagogin Ingrid Böhm gründete 1991 gemeinsam mit Prof. Dr. Jens Schneider das Berliner Institut für Produktives Lernen in Europa (IPLE). Zusammen leiteten sie das Institut bis 2011 und wurden anschließend zu Ehrenmitgliedern des Institutsvorstands gewählt.

Ingrid, wie bist du darauf gekommen, dich beruflich mit dem Thema Schule zu beschäftigen?

Ich habe sehr darunter gelitten, was ich während meiner Schulzeit erlebt habe: langweiliger Unterricht und strenge Lehrer*innen, die sehr viel Macht ausübten. Ich hatte eine Lehrerin, die hat Physik, Chemie und Mathe gelehrt, und wir beide standen auf Kriegsfuß. Ich wusste, ich hatte keine Chance, von ihr akzeptiert zu werden.

Deine eigene Schulbiografie motivierte dich also, etwas anders zu machen?

In jedem Fall war meine eigene Schulgeschichte prägend und der Grund dafür, mich für eine „andere Schule“ zu engagieren. 1972 ging ich

nach Berlin und arbeitete in einer Apotheke. Allmählich entstand die Idee, wieder die Schule zu besuchen und das Abitur nachzuholen. In dem Moment, als ich erste Erfolgserlebnisse hatte, begann ich wieder Vertrauen in meine Fähigkeiten zu entwickeln, erlangte die Hochschulreife und begann mein Studium an der Alice-Salomon-Hochschule (ASH). Von Anfang an entschied ich mich für den Studienschwerpunkt Schulsozialarbeit. 1981 studierte ich zusätzlich an der Technischen Universität Erziehungswissenschaft, wo die Themen Schule und Bildung ebenfalls meine zentralen Interessen waren.

Wie bist du mit Jens Schneider in Kontakt gekommen?

Gleich zu Beginn meines ersten Studiums an der ASH lernte ich Jens kennen. Er hatte eine Professur an der ASH mit dem Schwerpunkt Schulpädagogik. Als Studienrat für Musik und Mathematik war er an einem Gymnasium in Neukölln tätig gewesen und frustriert von den Rahmenbedingungen des Schulsystems. Er promovierte, habilitierte sich und erhielt eine Professur an der ASH. Ich bekam eine Stelle als Tutorin, und wir arbeiteten zusammen.

Was hat euch angetrieben, etwas Eigenes umzusetzen?

In unserer gemeinsamen Kritik am defizitären Bildungssystem haben wir uns gefunden, könnte man sagen. Uns verband eine Unzufriedenheit mit dem bestehenden Schulsystem, die aus unseren unterschiedlichen Bildungserfahrungen resultierte und dazu führte, dass wir uns intensiv mit alternativen Bildungsformen und -konzepten auseinandersetzten, sowohl im Inland als auch im Ausland. Dabei stießen wir auf eine Fülle von interessanten Schulversuchen und alternativen Bil-

dungsansätzen, u. a. auf die *City-as-School* in New York.

Nach Beendigung meines Studiums arbeitete ich als Sozialpädagogin an einer Kreuzberger Gesamtschule und initiierte dort eine Reihe von Projekten mit Schüler*innen, die erfolgreich verliefen und zeigten, wie viele Ressourcen an Fähigkeiten und Interessen in den Jugendlichen steckten. Die Erkenntnis, dass die Schulsozialarbeit stets nachrangig gegenüber der Schulpädagogik betrachtet wurde, führte schließlich zu der Idee, etwas Eigenes zu starten, ein Konzept zu entwickeln, um Schule zu verändern.

Jens und ich haben uns wunderbar in unseren Ideen und auch in unserer Kritik inspiriert und ergänzt. Inzwischen war ich als Lehrbeauftragte an der ASH und der Technischen Universität tätig, so dass wir auch gemeinsam Seminare zum Thema Bildung durchführen konnten. Einige unserer Student*innen wurden später zu Multiplikator*innen in der inner- und außerschulischen Bildungspraxis.

Wie war das damals? Eure Vision? Euer Erleben?

Zunächst gründeten wir mit Pädagog*innen, Sozialpädagog*innen und Student*innen die *Berliner Initiative für eine sozialpädagogische Schule*. Dafür entwickelten wir Ideen und Konzepte für eine bessere Verknüpfung von Sozial- und Schulpädagogik. Wir wollten weg von dem Image, dass Sozialpädagogik nur zuständig ist für die Gestaltung des Freizeitbereichs und für die Beratung von Schüler*innen bei auffälligem Verhalten. Der Unterricht sollte nicht mehr unangetastet bleiben vom qualifizierenden Anspruch der Sozialpädagogik. In dieser Phase entwickelten wir u. a. gemeinsam mit Student*innen einen Kiezkompass, der einen Überblick bietet über soziale Einrichtungen in Kreuzberg. Der Kiezkompass wurde dann mit Schüler*innen während einer Projektwoche erfolgreich erprobt. Die Ergebnisse flossen ein in unsere konzeptionellen Überlegungen für eine veränderte schulsozialpädagogische Praxis, die sich nach Außen zum Stadtteil hin öffnen und handlungsorientiertes Lernen zum Gegenstand haben sollte.

Was haben die Schüler*innen während dieser Projektwoche konkret gemacht?

Sie haben sich je nach ihren individuellen thematischen Interessen in Zweiergruppen zusammengefunden, haben ihre Fragen an Praktiker*innen in sozialen Einrichtungen formuliert, Termine vereinbart, und sind dann raus in ihren Stadtteil und haben Interviews geführt.

Für die Jugendlichen war das ein großartiges und ihr Selbstbewusstsein stärkendes Erlebnis. Sie fühlten sich von den Praktiker*innen ernst genommen, weil sie merkten: „Hey, wir kriegen einen Termin, und die reden mit uns!“ Ihre Erfahrungen und Recherchen präsentierten sie in ihrer Gruppe – es war eine achte Klasse – und die Schüler*innen hörten sich aufmerksam gegenseitig zu und diskutierten darüber.

Was habt ihr als Pädagog*innen aus der Projektwoche mitgenommen?

Die Erfahrungen dieser Projektwoche bestärkten uns in der Meinung, dass Schule ihr Bildungsangebot verändern bzw. erweitern muss. Allerdings waren wir weiterhin auf der Suche nach einem passenden Bildungskonzept, mit dem sich unsere Ideen für eine andere Schule umsetzen ließen. Wir besuchten Tagungen, nahmen an Bildungskonferenzen teil, diskutierten mit Fachleuten, veranstalteten eigene Tagungen zu bildungspolitischen Themen unter anderem an der ASH und recherchierten alternative Bildungsformen vor Ort im In- und Ausland, insbesondere in England, Frankreich, Italien und den USA. Ein großer Dank gilt der ASH, die durch die Bereitstellung von Reisemitteln unsere Recherchen im In- und Ausland unterstützte.

Welchen Einfluss hatte die *City-as-School* auf eure Arbeit?

1983 begaben wir uns auf eine Vorbereitungsreise nach New York, wo wir zahlreiche alternative Bildungseinrichtungen besuchten, u. a. die *City-as-School*. Die freundliche Atmosphäre dort und der charismatische Schulleiter Fred Koury nahmen uns sofort für sich ein, aber auch die ersten Gespräche mit Pädagog*innen und Schüler*innen begeisterten

uns. Es war der Beginn einer intensiven, lang-jährigen Kooperation.

Wir lernten auf der Reise noch viele weitere interessante und erfolgreiche neue Bildungsformen kennen. Doch die *City-as-School* mit ihrem radikalen und sehr erfolgreichen Konzept begeisterte uns deshalb so sehr, weil das Lernen fast ausschließlich an „ressource places“, also an Praxislernorten in der gesamten Stadt stattfand, z. B. am Theater, in Zeitungsredaktionen, Handwerksbetrieben und sozialen Einrichtungen. Die Jugendlichen wurden dort in ihrer Entwicklung von Praxismentor*innen beraten und unterstützt.

Wie ging es nach dieser ersten Begegnung weiter?

Wir organisierten eine dreiwöchige Studienreise nach New York, an der 40 Student*innen, Pädagog*innen, Sozialpädagog*innen und Wissenschaftler*innen teilnahmen. Einige von ihnen hatten sich dafür entschieden, die *City-as-School* kennenzulernen und nutzten die Studienreise für intensive Recherchen. Sie besuchten also Praxislernorte in New York, sprachen mit Praktiker*innen, Mentor*innen, den Jugendlichen usw. Auch sie waren besonders beeindruckt und berührt davon, wie selbstbewusst, offen und reflektiert sich diese jungen Leute zu ihren neuen Lernerfahrungen äußerten. Es waren Jugendliche, die mehr oder weniger alle eine gescheiterte Schulkarriere hinter sich hatten und nun mit großer Begeisterung dabei waren, eine neue Bildungsperspektive zu entwickeln.

An einem Abend, wir saßen im 40. Stock eines Hochhauses und sprachen begeistert über die Erfahrungen der *City-as-School*, entstand spontan der Gedanke, solch eine Schule in Berlin zu realisieren. Die Idee war geboren und begann bald darauf Konturen anzunehmen.

Ein anderer glücklicher Umstand dieser Reise bestand darin, dass ein Fernsehteam uns einen ganzen Tag lang begleitete und einen Beitrag für den Sender Freies Berlin produzierte, den Vorgänger des heutigen Rundfunks Berlin-Brandenburg.

Wenn du dich an die Anfänge des *Produktiven Lernens* in Berlin erinnerst, welche Erfahrungen sind dir da besonders präsent geblieben?

Zurück in Berlin begannen wir sofort mit der Umsetzung unserer Idee. Wir entwickelten ein Konzept für eine Versuchsschule nach dem Vorbild der *City-as-School*, indem wir eine Initiativgruppe gründeten, die aus 12 Teilnehmer*innen der Studienreise bestand. Die unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Bildungssysteme von New York und Berlin machten uns schnell klar, dass wir das Konzept der *City-as-School* nicht einfach adaptieren konnten, sondern ein eigenes Bildungskonzept für eine Berliner *Stadt-als-Schule* entwickeln mussten. So mussten zum Beispiel in der New Yorker *City-as-School* die Teilnehmer*innen zum Abschluss eine externe Prüfung absolvieren. Das Lernen fand überwiegend an den „ressource places“ statt, in der Schule hingegen kaum. Es waren überwiegend die Mentor*innen, die die Jugendlichen begleiteten und in ihrer individuellen Entwicklung berieten. Lern- oder Kommunikationsgruppen als verbindende Orte des Erfahrungsaustausches mit anderen Jugendlichen, wie wir sie heute aus dem *Produktiven Lernen* kennen, gab es nicht.

Jens und ich erkundeten in dieser Zeit unter anderem auch Kreuzberger Hinterhöfe, um potentielle Praxislernorte zu finden. Dabei stießen wir auf ganz verschiedene interessante Einrichtungen aus den Bereichen Kunst, Kultur und Handwerk. Wir stellten den Praktiker*innen unser Bildungskonzept vor und fragten, ob sie sich vorstellen könnten, mit jungen Leuten zu arbeiten und ihren Betrieb als Praxislernort anzubieten. Ihnen gefiel das Bildungskonzept und viele sagten zu. Wir waren wirklich überrascht von dem großen Zuspruch für unser Konzept. Und natürlich hat er uns sehr ermutigt.

Auf der Basis dieser Gespräche, Erfahrungen und Beobachtungen entstand nach und nach das Konzept zur Gründung einer Modellversuchsschule, die wir *Stadt-als-Schule Berlin* nannten. Wir diskutierten unsere Entwürfe in der Initiativgruppe, mit Expert*innen aus dem Bildungsbereich und auch mit Bildungspolitiker*innen wie der damaligen Schulsenatorin Hanna-Renate Laurien. Die sah allerdings kei-

nen Bedarf an einem neuen Bildungskonzept und stellte sich gegen einen Schulversuch. Sie sagte: „Schule funktioniert, da beißen Sie bei mir auf Granit. Sie können was für Jugendliche tun, die gescheitert sind. Dafür würde ich Ihnen grünes Licht geben.“ Dieses Signal griffen wir auf.

Du hast es anders gesehen als die Schulsena- torin, richtig?

Natürlich. Durch meine Tätigkeit an der Kreuzberger Gesamtschule hatte ich ja miterlebt, welche Schwierigkeiten einige Schüler*innen mit dem traditionellen Lernen haben. Vier Jahre lang habe ich sie auf ihrem Bildungsweg begleitet und beraten und sie immer wieder ermutigt, nicht zu resignieren, sondern ihre individuellen Fähigkeiten zu erkennen und zu nutzen. Verschiedene Lernvorhaben im Rahmen von Projektwochen hatten mich überzeugt, dass Jugendliche wieder Interesse am Lernen entwickeln, wenn ihnen neue Lernmöglichkeiten eröffnet werden. Tatsächlich haben damals alle Schüler*innen, die ich begleitet habe, ihren Abschluss der 10. Klasse an der Gesamtschule geschafft. Dazu trug eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Pädagog*innen bei, eine entspannte Beziehung zwischen den Jugendlichen und den Pädagog*innen, ein gesundes Klassenklima und nicht zuletzt ein konstruktiver Austausch aller am Bildungsprozess beteiligten Personen. Sie alle wurden mit einbezogen, um individuelle Bildungswege zu gestalten, soweit dies in der traditionellen Schule möglich war. Darin sahen wir den Schlüssel zum Erfolg.

Was hat euch in diesen zehrenden Zeiten gestärkt?

Wenn man so ein neuartiges Schulprojekt realisieren will, braucht es unbedingt begeisterungsfähige Menschen, die die Idee mittragen und zu ihrem persönlichen Anliegen machen, in der Praxis ebenso wie in der Bildungspolitik. Schon in der Planungsphase hatten Jens und ich viele Erfahrungen gemacht, die uns ermutigten, auch dann weiterzumachen, wenn unerwartete Hindernisse auftraten.

Als nächstes starteten wir einen Vorversuch an der Freiligrath-Schule t, eine Schule, die für

ihre Innovationsbereitschaft bekannt war. Ein bildungspolitisch sehr engagierter Lehrer unterstützte uns, deshalb konnten wir an der Schule erfolgreich ein Praxislernprojekt mit Schüler*innen durchführen. Wir sammelten weitere wichtige Erfahrungen, die in die Weiterentwicklung des Konzepts einfließen.

Ihr konntet eure Vorstellungen von einer *Stadt-als-Schule Berlin* nicht im vollen Um- fang realisieren. Aber starten konntet ihr schließlich trotzdem?

Wir trafen die Entscheidung, erstmal klein anzufangen. Das war nicht leicht für uns, aber vielleicht, so dachten wir, müssen wir unseren Anspruch aufgeben, sofort eine Schule zu gründen. Es gab also keine *Stadt-als-Schule* für Schüler*innen, die noch schulpflichtig waren, sondern nur für Schüler*innen, die bereits an der Schule gescheitert waren. Wir sahen darin allerdings auch die Chance, durch einen kleineren Modellversuch Erfahrungen zu sammeln, zu dokumentieren und zu evaluieren, um aufgrund der dann hoffentlich überzeugenden Ergebnisse eine Schule etablieren zu können, die allen schulpflichtigen Jugendlichen offensteht. Und dann bekamen wir schließlich grünes Licht vom Berliner Abgeordnetenhaus, dass wir den Modellversuch starten können. Es war einzigartig, dass alle Parlamentsfraktionen unserem Konzept zustimmten. Das Land Berlin stellte vom Schuljahr 1987/88 an die finanziellen Mittel für den vierjährigen Modellversuch *Stadt-als-Schule Berlin* zur Verfügung.

Wie habt ihr die erste Zeit der *Stadt-als- Schule Berlin* erlebt?

1987 konnten wir also endlich den Modellversuch starten. 45 junge Leute, die bereits ihre Schulpflicht erfüllt hatten, nahmen daran teil. Im Vorfeld hatten wir viele „Bewerbungsgespräche“ mit ihnen geführt. Interessant war, dass etwa ein Drittel der Jugendlichen, die teilnehmen wollten, Gymnasiast*innen waren. Überrascht wurden wir auch von vielen Anfragen von Eltern, die sagten: „Oh, das ist ja eine tolle Chance für mein Kind, eine neue berufliche oder schulische Perspektive zu entwickeln.“

Es war eine bunte, schillernde Gruppe von Jugendlichen: es gab die Punks, schrill, mit Hund, mit Schleifen, es gab die eher Braven, Angepassten, es gab die Autonomen aus der Hausbesetzer-Szene in schwarzer Kleidung und viele andere. In den Lernräumen, die sie selbst gestalteten, drückten sich ihre persönlichen und politischen Grundhaltungen aus. Das war manchmal echt krass. Trotz aller Unterschiedlichkeit entstand aber ein gutes Kommunikationsklima zwischen den Jugendlichen. Der Modellversuch lief wie geplant über vier Jahre, und die vielversprechenden, sorgfältig evaluierten Ergebnisse präsentierten wir regelmäßig in bildungspolitischen Foren sowie in den Medien der Öffentlichkeit. Wir konnten die Ziele des Vorhabens voll bestätigen und überzeugten schließlich auch den Senat, die *Stadt-als-Schule Berlin* zum Schuljahr 1992/93 in das öffentliche Schulsystem zu integrieren. Das bedeutete auch, dass die Abschlüsse ab sofort als gleichwertig gegenüber den Abschlüssen in herkömmlichen schulischen Bildungswegen anerkannt wurden.

Inzwischen hatte sich eure Arbeit auch auf europäischer Ebene ausgeweitet. Was hat das für euch bedeutet?

Im Rahmen einer gemeinsam mit der *International Community Education Association* und anderen durchgeführten Konferenz unter dem Titel „Learning Through Productive Action“ präsentierten wir im Jahre 1990 unsere Ergebnisse auch international. Dort schlugen wir den Teilnehmer*innen unseres Seminars den Aufbau eines internationalen Netzwerks von berufsorientierenden Bildungs- und Schulprojekten vor. Wir legten ihnen auch gleich ein Konzept dafür vor. Unsere Idee, ein *Internationales Netz Produktiver Schulen in Europa* (INEPS) zu gründen, stieß auf breites Interesse.

Viele Pädagog*innen unterstützten die Idee, weil sie in ihren jeweiligen Ländern ähnliche Probleme mit dem Bildungssystem hatten wie wir in Deutschland und auf der Suche nach Lösungen waren. Die Ergebnisse der *Stadt-als-Schule Berlin* boten für ihre Bildungsarbeit mit Jugendlichen in schulischen und außerschulischen Einrichtungen sinnvolle Lösungsansätze. Wir wurden gebeten, Mittel der Europäischen Union zu beantragen, um künftige Kooperati-

onen für die gemeinsame Weiterentwicklung zu ermöglichen. Die Idee, ein internationales Netzwerk zu initiieren, trug deshalb schon bald Früchte. Eine dieser Früchte war übrigens das *Institut für Produktives Lernen in Europa* (IPLE), das wir kurz darauf gründeten. Das Konzept des *Produktiven Lernens* konnte durch eine enge Kooperation dann auch um die Erfahrungen aus verschiedenen Ländern bereichert und erweitert werden.

Wie habt ihr die Gründung des Instituts für Produktives Lernen in Europa erlebt?

Die Verhandlung über die Gründung eines europäischen Bildungsinstituts und dessen Finanzierung fand im Bildungsministerium in Bonn statt. Der Zufall wollte es, dass am selben Tag im Berliner Abgeordnetenhaus über die Integration der *Stadt-als-Schule Berlin* in das öffentliche Schulsystem debattiert wurde. Ich verhandelte im Abgeordnetenhaus in Berlin, Jens verhandelte in Bonn. Und wir waren beide erfolgreich. Das war wirklich großartig, wir waren sehr glücklich!

Umgehend begannen wir mit der Suche nach geeigneten Räumen für das zu gründende Institut. Wieder einmal unterstützte uns die Alice-Salomon-Hochschule (ASH). Bedingt durch deren Umzug nach Berlin-Hellersdorf konnten wir nach und nach Büroräume anmieten und einrichten. Äußerst mühselig war allerdings die Beantragung der finanziellen Mittel für unser Vorhaben. Wir starteten mit dem Projekt EUROFORM, das war damals ein wichtiger Meilenstein in der Entwicklung des IPLE, denn mit dem Vorhaben begann die internationale Ausweitung und Etablierung des *Produktiven Lernens* an Standorten im europäischen Ausland.

Welche besonderen Momente mit Jugendlichen sind dir in Erinnerung geblieben?

Es gab viele, viele interessante und sehr berührende Momente bei Begegnungen mit Jugendlichen, die sich für die Fortsetzung ihres Bildungsweges im *Produktiven Lernen* entschieden hatten. Ein Jugendlicher äußerte am Ende seiner Schulzeit: „Wenn ich gewusst hätte, wie gut *Produktives Lernen* für mich ist, wäre ich schon viel früher schlechter in meiner alten Schule geworden.“ Häufig haben wir die

Jugendlichen auch zu Tagungen eingeladen und selber über ihre persönliche Bildungsgeschichte sprechen lassen. Es war beeindruckend, wie reflektiert sie von ihren Lernerfahrungen erzählten und wie sie über sich hinauswuchsen.

Besonders gut erinnere ich mich an folgende Situation: Wir hatten an der Universität Vadrina in Frankfurt an der Oder unser jährliches politisches Forum vorbereitet. Im Rahmen dieser Veranstaltung wollte ich Jugendliche von verschiedenen Berliner Standorten zu ihren Erfahrungen mit dem *Produktiven Lernen* interviewen. Der damalige Brandenburger Bildungsminister Rupprecht und Pressevertreter*innen waren ebenfalls anwesend. Als ich zur Vorbereitung den Ablauf der Interviews mit den Jugendlichen besprach, sagten sie, dass sie ganz aufgeregt seien. Da habe ich gesagt: „Ein bisschen aufgeregt bin ich auch, aber das gehört dazu, wenn man vor vielen Menschen spricht!“ Ich habe ihnen versichert, dass wir das da oben auf der Bühne so entspannt machen würden, als wären wir unter uns. Sie sollten sich nicht sorgen. Die Interviews auf der Bühne liefen dann super. Die Jugendlichen nahmen ganz selbstverständlich das Mikro in die Hand und beantworteten selbstbewusst und reflektiert meine Fragen zu ihren Lernerfahrungen sowie auch die Fragen aus dem Publikum und des anwesenden Bildungsministers Herr Rupprecht. Auf dem kleinen Empfang anschließend sagte ich zu ihnen: „Na, das habt ihr doch super gemacht!“ Und sie antworteten: „Ja, Sie aber auch!“ Darüber hinaus erhielten die Jugendlichen auch viel positives Feedback von anderen Teilnehmer*innen des Forums, insbesondere vom Bildungsminister. Das hat sehr viel Freude gemacht und ist ein Teil der Motivation, die geblieben ist. Wir erlebten es immer wieder, dass das *Produktive Lernen* eine große Wirksamkeit entfaltet.

Was würdest du rückblickend als schwierig beschreiben?

Wir mussten viele Hürden überwinden, insbesondere im unablässigen Kampf um die Finanzierung, und viele Verhandlungen mit Vertreter*innen der Senatsverwaltung für Bildung

führen. Da ging es dann um Themen wie die Anerkennung der Schulabschlüsse, Bewertungssysteme und Aufnahmeverfahren. Außerdem verhandelten wir darüber, welche Schüler*innen am *Produktiven Lernen* teilnehmen dürfen und wie die Qualifizierung der Pädagog*innen aussehen sollte.

Die Weiterbildung der Pädagog*innen nahm einen großen Einfluss auf die Entwicklung des Produktiven Lernens an den Schulen. Woran Erinnerst du dich dabei gern?

Nach der Einführung des *Produktiven Lernens* an zunächst 10 Berliner Schulen führten wir wöchentlich eine Weiterbildungsveranstaltung durch. Nach jeder Seminarveranstaltung haben wir die Pädagog*innen gefragt: War euch das Thema heute wichtig? Welche Aspekte haben gefehlt? Welche praktischen oder theoretischen Themen müssen wir weiterentwickeln oder neu aufnehmen? Die Ergebnisse haben wir ausgewertet, und so sind allmählich die 12 Studienbriefe zur Theorie und Praxis des *Produktiven Lernens* entstanden und weiterentwickelt worden. Sie sind ein Resultat der gemeinsamen Erfahrungen, die wir während der Entwicklungsarbeit mit den Pädagog*innen gesammelt haben. Es war uns wichtig zu wissen, wie die Pädagog*innen die Qualität der Studienbriefe bewerten und dass sie in die Entwicklung der Themen aktiv mit einbezogen wurden.

Hat der internationale Austausch in INEPS auch eine Rolle bei der Weiterentwicklung gespielt?

Auf jeden Fall. Die enge Kooperation mit unseren INEPS-Partnerprojekten hat sowohl die Weiterentwicklung der Studienbriefe als auch die konzeptionelle Weiterentwicklung des *Produktiven Lernens* bereichert. Nachdem sich INEPS etabliert hatte und das *Produktive Lernen* an vielen europäischen Bildungseinrichtungen eingeführt worden war, führten wir gemeinsam mit unseren europäischen Partnern Einrichtungen Weiterbildungsseminare und Konferenzen durch. Über die Jahre wuchs INEPS zu einer richtigen „INEPS-Family“ zusammen, was den intensiven Austausch an Praxiserfahrungen beförderte.

Anfänglich äußerten sich einige Berliner Pädagog*innen eher skeptisch gegenüber unseren Ansprüchen an eine Qualifizierung für *Produktives Lernen*. Das Weiterbildungsstudium dauerte ja immerhin zwei Jahre. Auf einem der ersten INEPS-Kongresse auf Madeira erfuhren sie, dass der Arbeit unseres Instituts große Wertschätzung entgegengebracht wurde. Sie erlebten, wie sich Pädagog*innen anderer Länder enthusiastisch für die Umsetzung des *Produktiven Lernens* an ihren Projektstandorten engagierten, obwohl sie über deutlich geringere finanzielle Ressourcen verfügten als die Berliner Standorte.

Es war dieses Netzwerk, das sich im Lauf der Jahre stetig weiterentwickelte und als tragfähig erwiesen hat. Trotz einiger Sprachbarrieren klappt die Zusammenarbeit bis heute gut. Um die Verständigung untereinander zu verbessern, nahmen etliche Pädagog*innen an Sprachkursen teil. All diese Erfahrungen zeigten uns, dass wir auf dem richtigen Weg waren. Allerdings beeinflussten die finanziellen Probleme unsere Entwicklungsarbeit in hohem und manchmal schwer erträglichem Maße. Deshalb war es gut, dass Jens und ich eine belastbare Kooperationsbasis hatten und uns in schwierigen Zeiten, in denen das gesamte Projekt gefährdet war, gegenseitig darin bestärkten, nicht aufzugeben, sondern weiterzumachen.

Euer Team hat viele Jahre lang intensiv und engagiert an der Entwicklung des *Produktiven Lernens* gearbeitet. Was hat euch durch die schwierigsten Zeiten gebracht?

Unser Team vergrößerte sich nach und nach, je nach Projektumfang. Es war ein engagiertes und qualifiziertes Team, sowohl in der Verwaltung als auch im wissenschaftlichen Bereich. Dass die Teammitglieder sich untereinander gut verstanden, ich habe sie „Wissis“ und „Waltis“ genannt, das hat der täglichen Arbeit gutgetan und in Krisenzeiten oft Mut gemacht. Alle waren überzeugt vom *Produktiven Lernen* und identifizierten sich mit ihren Aufgaben. Jede und jeder bereicherte mit seinen bzw. ihren besonderen Kompetenzen die Entwicklungsarbeit und die Planung und Durchführung der Fort- und Weiterbildungen. Außerdem war das Arbeitsklima ausgesprochen kooperativ. Wo individuelle Probleme auftra-

ten, wurde rasch ein klärendes Gespräch geführt. Ich bin davon überzeugt, wir waren auch deshalb erfolgreich, weil wir dieses tolle Team hatten. In Krisenzeiten, also wenn Projektmittel reduziert oder sogar Stellen gekürzt wurden, gab es viel solidarisches Verhalten. Und wenn an einem anstrengenden Arbeitstag irgendwann allen der Kopf qualmte, gab es häufig jemanden im Team, der oder die für gemeinsame Entspannung sorgte, zum Eis essen oder zu Kaffee und Kuchen einlud. Solche Momente trugen sehr zum angenehmen Betriebsklima bei. Und manchmal, wenn wir im Ausland mit viel Freude eine Konferenz oder Weiterbildung durchgeführt hatten, haben wir nach getaner Arbeit gesagt: Wir sind auf einem guten Weg! Und wir haben so ein schönes Institut!

Wenn du nochmal von vorn anfangen könntest, was würdest du gern anders machen?

Ich denke, wenn wir – und damit meine ich gerade vor allem Jens und mich – nochmal von vorn anfangen könnten, dann würden wir vieles wieder genauso machen, weil wir von der Wirksamkeit des *Produktiven Lernens* fest überzeugt waren. Allerdings würde ich mir bei derart komplexen Projektentwicklungsvorhaben mehr Planungs- und Finanzierungssicherheit wünschen. Für die komplette Planung, Durchführung und Auswertung bräuchte es eine gesicherte Finanzierung für mindestens fünf Jahre, besser noch für einen längeren Zeitraum. Nur so kann eine von finanziellen Sorgen unbelastete, hochwertige Entwicklungsarbeit geleistet und am Ende Ergebnisse vorlegt werden, die auf einem fundierten Boden stehen und Bildungspolitiker*innen überzeugen.

Was muss das *Produktive Lernen* in der heutigen Zeit leisten?

Ich vermute, dass viele Menschen in Schule und Wirtschaft noch nie vom *Produktiven Lernen* gehört haben. Immer wieder gibt es Initiativen oder Medienbeiträge zu Themen wie „Schule von morgen“ oder „Schule anders denken“, und da denke ich: „Hallo?“ *Produktives Lernen* leistet hier schon einen wichtigen Beitrag. Denn Lernen durch produktive Tätig-

keit, das finde ich immer noch zukunftsweisend.

Damit meine ich nicht, dass das *Produktive Lernen* besser ist als die normale Schulpädagogik, sie eröffnet aber durch den Einbezug von Praxislernorte usw. neue Lernmöglichkeiten. *Produktives Lernen* bietet dadurch eine Alternative zum traditionellen Lernen und eröffnet besonders Jugendlichen, die vom Scheitern bedroht sind, eine neue Perspektive. Das ist deshalb so wichtig, weil Schulversagen bei Jugendlichen in der Regel erhebliche seelische Wunden hinterlässt. Es braucht Zeit, bis sie durch neue, positive Lernerfahrungen ihre individuellen Interessen und Fähigkeiten kennenlernen und Vertrauen in die eigenen Ressourcen entwickeln können. Im *Produktiven Lernen* können sich die Jugendlichen ausprobieren, ihre Bildungsinteressen in selbst gewählten „Ernstsituationen“ erkunden und ihr persönliches Bildungsprogramm aktiv und kreativ gestalten. Das ist heute zeitgemäßer denn je.

Wenn du auf deine Arbeit zurückschaust, wofür bist du dankbar?

Ich bin dankbar dafür, dass ich die Möglichkeit hatte, einen wichtigen Beitrag zur Schulinnovation im In- und Ausland zu leisten. Ich glaube, das würde Jens genauso sagen. Er war ein kreativer und zuverlässiger Arbeitsgefährte, er war mein bester Freund, und wir waren uns einig in dem, was wir tun. Wenn wir doch mal gegensätzlicher Meinung waren und es zu einer kontroversen Diskussion kam, dann führte sie zu sinnvollen Lösungen und Perspektiven. Jens war jemand, der die Menschen gemocht und geschätzt hat, und ich glaube, das ist das, was auch alle gespürt haben. Er hatte eine kritische und gleichzeitig kreative und lustige Persönlichkeit, er war stark und klug. Und vor allen Dingen: Man konnte sich auf ihn verlassen. Trotz vieler Schwierigkeiten und Sorgen haben wir viel miteinander gelacht.

Mit dem, was wir und unser Team erreicht haben, bin ich zufrieden, und es ist einfach großartig, dass wir diese Chance hatten und nutzen konnten. Ich bin beruflich erfüllt. Das ist ein großes Geschenk.

Was wünschst du dir für die Zukunft des Instituts und des *Produktiven Lernens*?

Ich bin froh, dass das Institut bis heute hinter dem *Produktiven Lernen* steht und dafür kämpft. Ich sehe, dass sich sowohl die Leitung als auch das wissenschaftliche Team stetig für die Weiterentwicklung engagieren und angesichts gesellschaftlicher Veränderungen das pädagogische Konzept des *Produktiven Lernens* entsprechend modifizieren. Im Institut ist auch heute noch der Spirit des *Produktiven Lernens* spürbar. Hier arbeiten Menschen, die sich engagieren und für die Sache brennen. Leider stellt die finanzielle Unsicherheit nach wie vor die größte Hürde und Belastung dar. Hier müsste es eine langfristige Finanzierung seitens der Senatsverwaltung geben.

Ich bin davon überzeugt, dass bei all den komplexen Problemen, vor denen die Arbeitswelt heute steht, die Bildungsform des *Produktiven Lernens* einen erheblichen Beitrag leisten kann. Sämtliche Evaluationsergebnisse zeigen, dass viele der Jugendlichen, die im *Produktiven Lernen* ihren Abschluss geschafft haben, anschließend erfolgreich eine Ausbildung absolvieren oder ihre Schulkarriere fortsetzen. *Produktives Lernen* leistet dadurch einen sehr wichtigen Beitrag für die Entwicklung von jungen Menschen und fördert den Zugang zu einer qualifizierenden Berufsausbildung. Ich finde, das sollte noch mehr Gehör finden. Deshalb ist auch eine intensive Öffentlichkeitsarbeit so wichtig.

Ich wünsche mir für die Zukunft des *Produktiven Lernens* außerdem eine stärkere Vernetzung mit Unternehmen, die unter dem Mangel an qualifiziertem Fachkräftenachwuchs leiden. Jugendliche aus dem *Produktiven Lernen* bringen wertvolle Praxiserfahrungen mit, die auf dem Arbeitsmarkt dringend gesucht werden.

Vielen Dank, Ingrid, für die vielen spannenden Einblicke in die Geschichte des IPLE!

Das Interview führte Djamila Sünnetcioglu.